



9. September 2017
13. Festival des deutschen Films Ludwigshafen am Rhein 2017
von Dr. Michael Kötz ©

DIE SEHNSUCHT NACH WAHRHAFTIGKEIT

Jetzt wird es ernst, habe ich mir gesagt, meine Damen und Herren, als ich vor der ersten weißen Seite saß vor 14 Tagen und in meinem Arbeitszimmer über die Bäume hinweg ratlos in den Himmel sah, um diesen Beginn der Rede zu notieren – jetzt wird es ernst, denn dieser Schauspieler hat es in sich. Er wird nicht nur die Inhalte, er wird auch noch ganz genau die Wortwahl begutachten, die du dir vornimmst! Denn er ist ein Meister der Feinheiten und damit auch all dessen, was du so zwischen den Zeilen anklingen lässt. Aber jetzt ist es zu spät, da noch etwas zu ändern. Denn da sitzt er und das ist eine große Freude und Ehre!

Meine Damen und Herren – bitte begrüßen Sie mit mir: Matthias Brandt!

Natürlich, meine Damen und Herren, habe ich mir fest vorgenommen, es einmal ganz anders zu machen als all die anderen und am besten kein einziges Wort zu diesem Thema zu verlieren, schon allein deshalb, damit die traumatische Kette heute Abend ihr Ende findet, die das für unseren Preisträger bedeuten muss, aber ich gestehe: ich habe es nicht geschafft. Die Verlockung war deutlich zu groß, die Bezüge in allem, was je über Matthias Brandt geschrieben wurde, viel zu häufig und schließlich sind mir sogar Parallelitäten aufgefallen, die mich regelrecht faszinierten. Es muss also sein und am Besten wir bringen es deshalb gleich am Anfang hinter uns. Seien Sie mir gnädig, lieber Matthias Brandt! Aber ich verspreche: in fünf Minuten werden wir es hinter uns haben, dieses für Sie mit Sicherheit leidige Thema!

Was macht man also, wenn der eigene Nachname schon so charismatisch berühmt ist? Und wenn dieses Charisma nicht zuletzt auch daher rührt, dass der Vater ungefähr dieselbe Rätselhaftigkeit hatte, die der Sohn jetzt als Schauspieler zu seinem Markenzeichen gemacht hat? Eine verblüffende Parallelität, finde ich. Motto: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm – und das offenbar selbst dann, wenn dieser Stamm im eigenen Leben des Apfels gar nicht so wichtig war, wie alle immer glauben. Das ist faszinierend und noch faszinierender ist es, wenn dieser Apfel – ich verlasse aber dieses blöde Bild gleich – wenn der auch noch diesen außergewöhnlichen Beruf des Schauspielers wählt. Oder war das heimlich auch der Beruf des Vaters? Spaß beiseite.

Wer unter 40 Jahre alt ist, dem muss man ja tatsächlich erst einmal kurz erklären, wer denn dieser berühmte Vater gewesen sein soll. Für alle über 40 aber ist er die Ikone für verantwortungsvolle Politik geworden, Stichwort: Auf die Knie in Warschau. Und er ist auch die Ikone eines gewissen Triumphes geworden. Nämlich über die, die



ihn in den 50er und 60er Jahren noch als Vaterlandsverräter diffamieren durften, obwohl sie selber als tapfere Nazi-Soldaten ihr Vaterland in der historischen Rückschau noch viel gründlicher verraten haben. Ich habe nämlich neben der Kunst auch Politik studiert, um das hier erklärend einzufügen. Da wächst also einer auf als Sohn des Bundeskanzlers Willy Brandt, des SPD-Parteichefs über Jahrzehnte, und ist bestens damit vertraut, nämlich mit den Personenschützern im Garten Fußball zu spielen, als Stepke stolz in der Sportschau ins Loch zu kicken, damit das deutsche Volk nicht so genau erfährt, wie wenig der Vater mit Fußball anfangen konnte. Oder, wie Matthias Brandt in seinem kleinen Buch „Raumpatrouille“ schildert, seinem Vater aufs Fahrrad zu helfen, damit der mit Herbert Wehner mal im Wald herum fährt anstatt sich mit ihm dauernd zu streiten, was in einem regelrechten „Kentern“, wie Matthias Brandt schreibt, Kentern im Straßengraben endete. „Die ganze Überhöhung, die mit meiner Herkunft einhergeht, ist ja nicht meine Perspektive.“, sagt Brandt in einem Gespräch, „Ich habe unser Leben nicht als überhöht wahrgenommen, was sicher auch das Verdienst meiner Eltern ist. Das Verhältnis zu meinem Vater war nie besonders innig, aber ich habe das nicht als Mangel empfunden. Er war wie alle Hochbegabten, ein sehr spezieller, auch schwieriger Mensch. Im übrigen, war das doch insgesamt eine Generation abwesender Väter und keine Besonderheit meiner Familie. Die Väter jener Zeit waren oft verschlossen, was nach dem, was sie im Leben gesehen hatten, sicher gute Gründe hatte.“

Alles schön und gut, alles voller Verständnis und doch liest man zwischen den Zeilen seiner Kindheitserinnerungen in dem im letzten Jahr erschienenen Buch „Raumpatrouille“ auch die große Sehnsucht heraus danach, es möge diese Distanz zum Vater doch nicht gegeben haben. Denn natürlich markiert die Beziehung zum eigenen Vater in jedem Leben und Charakter eines Mannes eine Art Fundament und wenn dieser Vater nie richtig da war, dann eben wird diese Abwesenheit zum Fundament. Es gehört zu den prächtigsten Aspekten des Lebens, des Lebens des Einzelnen wie der Gesellschaft, was jemand aus einem solchem Mangel in seinem Leben hervorzuzaubern in der Lage ist: nämlich den tiefen Reichtum einer facettenreichen Persönlichkeit. Und dieses Attribut, verehrter Matthias Brandt, das möchte ich Ihnen heute Abend als erstes verleihen und ich bin sicher, es ist deutlich wichtiger als unser Preis: dass Sie längst selbst zu einer Ikone geworden sind, einer Ikone jener Art des Schauspielens, die stets eine rätselhafte Tiefe hat, eine Tiefgründigkeit, die einen nach wenigen Augenblicken gefangen nimmt und fasziniert. Es ist Ihre ganz persönliche, und doch verbindet sie diese Eigenschaft auf rätselhafte Weise mit Ihrem Vater, der auch schon keinen präsenten Vater in seinem Leben hatte. Eine Vererbung wider Willen, unglaublich aber wahr. Sie verzeihen, dass mich das als Vater von fünf Kindern, so ernsthaft beschäftigt.

Noch mehr aber habe ich an einem anderen Aspekt herum gedacht und bin zu keinem rechten Schluss gekommen: Warum – zum Teufel, hätte ich beinahe gesagt – hat der junge Matthias Brandt, blutjung, denn er war 19, warum hat der sich ausgerechnet vorgenommen ein Schauspieler zu werden? Nirgendwo in allen verfügbaren Dokumenten habe ich die Spur einer Antwort gefunden. Aber eine Beatrix Gerstenberger hat sich vor zehn Jahren offenbar dieselbe Frage gestellt und im Heft 09/2007



der Zeitschrift Brigitte einen großartigen Artikel geschrieben über Sie. „Der Sohn hat einen Wunsch“, steht dort, „er möchte Schauspieler werden. Er weiß nicht, wie das geht. Er hat als Kind nicht im Schultheater gespielt, er hatte keines dieser Erlebnisse, die andere später eine Erweckung nennen, er spürt nur, dass er einen Ort suchen muss für ein anderes Leben, ein Abenteuer, dass er eine `wie auch immer geartete Normalität´ nennt. Er ist 19. Er wohnt in Bonn. Er schreibt dem Arbeitsamt. Das schickt ihm eine Liste mit Schauspielschulen und er meldet sich für eine Aufnahmeprüfung an, in Hannover. Er schaut nach, was man so vorträgt bei der Prüfung. Er wählt den Kostja aus der „Möwe“ von Tschechow. Er beginnt die Rolle einzustudieren. Er schließt die Tür zu seinem Zimmer, flüstert die Rolle wieder und wieder. Er will nicht gehört werden. Seine Eltern sollen nicht wissen, was er da macht.“

Soweit dieser schöne Text, in dem es später noch heißt: der Sohn hätte sich dann auch durch die Prüfung geflüstert, das laute Sprechen sei ihm nicht gelungen, er sei trotzdem angenommen worden. Ich würde hier ergänzen nach all den wunderbaren Rollen, die Matthias Brandt seitdem gespielt hat: er ist genau wegen dieses Flüsters angenommen worden, denn im Halblauten liegt präzise seine herausragende Stärke. Aber warum der 19-jährige ausgerechnet Schauspieler werden wollte, das wissen wir nun immer noch nicht. Er habe damals „Luft unter den Flügeln“ gesucht, sagt er. Vermutlich sollte der Beruf unbedingt ohne Sicherheitsbeamte auskommen und auch ohne diese Anfeindungen, denen der Vater und die ganze Familie ausgesetzt waren. „Gegenüber vom Gymnasium“, erzählt Matthias Brandt, „hatte jemand `Brandt an die Wand“ auf die Mauer geschrieben“. Man versteht das. Aber es erklärt die Berufswahl immer noch nicht. Im Gegenteil. Denn wo sonst kann man sich – und wenn es auch nur im Feuilleton wäre – so prächtig ebenfalls der Kritik bis hin zur Anfeindung aussetzen als auf den Bühnen des Theaters oder der Leinwand und des Bildschirms? Wäre es nicht logischer gewesen, einen Beruf zu wählen, der nicht ein Leben in der Öffentlichkeit bedeutet, wenn es wirklich darum ging, ein anderes als das bisher vertraute Leben zu führen? Wäre es. Weshalb der Verdacht nahe liegt, dass er gar kein anderes Leben wollte, sondern exakt dieselbe Spannung gesucht hat, die – ich erwähne das aber jetzt zum letzten Mal – auch schon das Leben seines Vaters ausgemacht hat, wenn auch in einem anderen Terrain: die Spannung nämlich zwischen einer eigenen, inneren Welt, die nicht verraten wird und einer nach außen gekehrten, öffentlichen Präsenz, die so beschaffen ist, dass keiner sie übersehen kann. Wobei „übersehen“ das absolut passende Stichwort wäre: so wie man etwas übersehen kann und gleichzeitig etwas dabei übersieht. Es geht um die Kunst, die eigene Person vorzuzeigen, für jedermann sichtbar und dabei zugleich sich zu verweigern, in diesem Zusammenhang auch tatsächlich erkannt zu werden. Und so wird Matthias Brandt zum Inbegriff einer ganz besonderen Art der Schauspielkunst, und zwar einer preisverdächtigen Art.

Der junge Brandt habe gewusst, schreibt Gerstenberger, dass er ein schüchternes Kind sei, ein schüchterner Jugendlicher, einer ohne ein eisernes Ego war, dem eigentlich niemand zugetraut habe, Schauspieler zu werden. In seinem heimlichen Inneren, glaube ich, aber hat sich der junge Matthias Brandt das sehr wohl zugetraut, sogar genau das: aus dem heimlich aufgebauten Reservoir einer Persönlichkeit zu



schöpfen, die buchstäblich im Schatten groß geworden ist und dort insgeheim zahllose Varianten des Menschseins schon einmal durchdacht hat. Aber wie man dann damit arbeitet und was es heißt, ein Schauspieler zu sein, das freilich musste Matthias Brandt erst einmal lernen. Es begann, wie gesagt, in Hannover, an der Hochschule für Musik und Theater. Am Staatstheater in Oldenburg hat er 1985 sein erstes Engagement und dann verschlägt es ihn nach Wiesbaden ans Staatstheater, an das Schauspiel in Bonn, ans Bayerische Staatstheater, ans Renaissancetheater in Berlin, an das Schauspiel Zürich, Bochum, Frankfurt – und im Nationaltheater in Mannheim konnten Sie ihn auch erleben. Aber Sie kannten ihn da noch nicht so gut. 15 Jahre lang spielt Matthias Brandt Theater und kann so Jahr für Jahr das entwickeln, für das er heute so berühmt ist. Mal abgesehen von den gravierenden Unterschieden, auf einer Theaterbühne oder vor einer Filmkamera zu spielen, wo das Spielen im Sinne der Bühne sich eigentlich vollkommen verbietet und stattdessen das verlangt ist, was Matthias Brandt ohnehin, glaube ich, am besten kann: in einem leisen Gesicht, das davon erzählt, dass der Mensch dahinter irgendwo sei, jedenfalls nicht ganz im Hier und Jetzt, in diesem Gesicht mit kleinen Bewegungen und Zuckungen, angedeutetem Minenspiel auf etwas zu verweisen, das man nicht zu sehen kriegt so intensiv man auch hinstarren mag.

Ab dem Jahr 2000 ist Matthias Brandt auch im deutschen Fernsehen zu sehen, 2002 in „Große Mädchen weinen nicht“, zum Beispiel. Aber aufgefallen ist er damals nur wenigen. Ein Fernsehfilm, ein Zweiteiler, ändert das schlagartig im Jahr 2003. Er verschafft ihm den sogenannten Durchbruch in der öffentlichen Wahrnehmung. Nun könnte man sagen, es habe daran gelegen, dass er dort eine Hauptrolle spielte, die Rolle eines namhaften Übeltäters der Zeitgeschichte. Oder dass der großartige Oliver Storz die Regie geführt habe. Aber ich glaube, es lag vor allem daran, dass man geradezu schamlos seinen Namen benutzt hat für ein höchst eigenartiges Experiment. Das allerdings nie geglückt wäre, wenn Matthias Brandt diese Chance nicht großartig ergriffen hätte, um bei dieser Gelegenheit der gesamten Republik vorzuführen, welch begnadeter Schauspieler er in diesen fast zwei Jahrzehnten der Praxis geworden war. Man gab ihm die Rolle jenes Mannes, dessen Enttarnung den Rücktritt seines Vaters vom Amt des Bundeskanzlers initiiert hatte, ließ ihn Günter Guillaume spielen, den seither berühmtesten Stasi-Agenten Deutschlands. Eine nahezu absurd intelligente Idee, die den Zuschauer schaudern ließ vor so viel Nähe zur Wahrheit, zur Echtheit der Vorgänge und zugleich zur Geschichte und dem Vergehen der Zeit und natürlich auch artistisch mit jener verblüffenden Ähnlichkeit spielte in der Physionomie von Vater und Sohn. Wir werden ihn fragen, wie geheuer es ihm damals selber war, ausgerechnet diese Rolle zu spielen. In seiner Laufbahn jedenfalls ist sie einschneidend. Denn jetzt haben es alle gesehen, was da aus dem bislang erst wenig bekannten Sohn des berühmten Vaters geworden ist – und mit welcher Bravour der 42-jährige Matthias Brandt, diese Rolle umsetzt.

Ein Jahr darauf tritt der nun berühmte Matthias Brandt in einem Tatort neben dem Kommissar Axel Milberg auf und spielt dort einen Psychopathen, einen Serientäter, der denkbar hintergründig alle Hochbegabten von ihrem Leiden am Leben erlöst. 2004 wird er auch als Volker Erlen erneut in die Stasi verstrickt sein, um dann 2005



als Postbote in „Arnies Welt“ aufzutreten – was ihm 2007 den Adolf-Grimme-Preis beschert, seinen zweiten Preis. Den ersten Preis seines Lebens, den Bayerischen Fernsehpreis, erhält Matthias Brandt 2005 für seine Rolle des von Demütigungen gezeichneten Vaters in dem Fernsehfilm „In Sachen Kaminski“ von Stephan Wagner. Denn das hat alle umgehauen, wie es ihm gelang, eine Persönlichkeit darzustellen, die nach landläufiger Meinung, Stichwort Memme, gar keine sein darf.

Markus Imboden engagiert ihn 2005 als betrogenen Ehemann Til Sieber in „Die Leibwächterin“, Martin Enlen als Ole in „Der Tote am Strand“, er erscheint auch im „Schimanski“ 2007 und in „Contergan“ von Adolf Winkelmann, vor allem aber in der Hauptrolle im Debütfilm „Gegenüber“ von Jan Bonny, der – damals eine Seltenheit für einen deutschen Film – auf den Filmfestspielen von Cannes präsentiert wird und in dem er den besonnenen Streifenpolizisten spielt, der von seiner Frau misshandelt wird, buchstäblich und körperlich und sie trotzdem liebt. Das muss man erst mal spielen! Weshalb Matthias Brandt im Jahr 2008 gleich mehrere Auszeichnungen erhält: den Deutschen Kritikerpreis für die Rolle in „Die Frau am Ende der Straße“, eine Nominierung beim Deutschen Filmpreis als Bester Darsteller in „Gegenüber“ – und die Goldene Kamera als bester deutscher Schauspieler des Jahres. Matthias Brandt steht ab dieser Zeit eigentlich fast täglich vor einer Filmkamera. 2008 sind es fünf Filme, unter anderem bei Matti Geschonnek und Hans Steinbichler, Lars Becker und Henrik Handloegten. 2009 sind es sechs Filmwerke, 2010 wieder sechs, darunter auch die italienisch-deutsche Produktion „Ken Folletts Eisfieber“, Regie Peter Kelglevic, und dabei sind es drei Hauptrollen in einem einzigen Jahr: als Gymnasiallehrer in „Tod einer Schülerin“ von Mark Schlichter, als Flüchtlingshelfer auf persönlichster Ebene in „Schutzlos“ von René Heisig und als ein richtiger Kaiser im Märchenfilm „Des Kaisers neue Kleider“ von Hannu Salonen. Der „sagenhafte Mittelpunkt dieser Neuverfilmung als selbstverliebter Kaiser“ sei Brandt, heißt es in der Kritik. Und fast hätte ich es vergessen: 17 Hörbücher hat Matthias Brandt bis heute auch aufgenommen, und – natürlich, hätte ich beinahe gesagt – dafür 2010 nach schon dem siebten Hörbuch auch einen Deutschen Hörbuchpreis erhalten. 2011 gibt man ihm unter der Regie von Dominik Graf dann das erste Mal die Hauptrolle im Polizeiruf 110, in „Cassandras Warnung“.

Hanns von Meuffels ist erfunden. Ein Dutzend Mal wird er diesen Hanns von Meuffels verkörpern – und ich fürchte, beim Bäcker beim Brötchenholen auch gleich als Hanns von Meuffels angesprochen werden. Kein Wunder. Denn dieser Typ des Kommissars ist nun wahrhaft – also wahrhaftig gesehen, obwohl nur gespielt – der Typ eines ganz besonderen Kommissars, nämlich eines Menschen, der aus der Zeit gefallen ist. „So Menschen wie Sie gibt es doch heute gar nicht mehr“, sagt eine Frau zu ihm, zu der er „Gnädige Frau“ gesagt hatte, obwohl sie nur eine Zeugin ist. Mit großer Weitsicht, vielleicht war es auch nur Vorsicht, hat Matthias Brandt diese neue Aufgabe des Serien-Kommissars übernommen: er hat sie nämlich mit entwickelt, sich intensiv eingemischt in die Charakterisierung dieses Hanns von Meuffels. Und es hat ihn gereizt, dass er über viele Folgen hinweg die Chance hatte, diesen Charakter auch sich entwickeln zu lassen – und zwar anders als üblich, wo, wie Brandt sagt, „die Kommissare mit einem Sack voller Attribute vorgestellt werden, die diese armen Kerle dann



immer abarbeiten müssen. Den Meuffels lernt man so kennen, wie man im Leben einen Menschen kennenlernt. Der erzählt einem ja auch nicht als erstes seinen Lebenslauf.“ Also hat Matthias Brandt darauf geachtet, dass er seiner Figur dafür Zeit gibt, sich dem Zuschauer bekannt zu machen, der auch ein bisschen rätseln soll, wer der Mann denn nun sei – so lange, bis man ihn nicht mehr missen möchte, diesen von Meuffels in seiner schönen Mischung aus Achtsamkeit, persönlichen Skrupeln und einem gewissen Eigensinn, wie der Regisseur der bislang jüngsten Folge Rainer Kaufmann bemerkt hat, der 13. Folge „Nachtdienst“, ausgestrahlt am 7. Mai diesen Jahres. Im nächsten Frühjahr will er diese Serie für sich beenden. „Dann werden es insgesamt 15 Filme gewesen sein, in denen ich diese Rolle zwar nicht immer, aber doch meistens gerne gespielt habe. Jetzt wird es Zeit, etwas anderes zu machen.“ Sie haben es gemerkt, meine Damen und Herren, oder? Wenn einer sagt, „er habe das nicht immer, aber doch meistens gerne gespielt“, dann heißt das – wenn man Matthias Brandt in eine Sprache übersetzen würde, die er öffentlich nie sprechen würde – „Ich habe die Schnauze voll.“ Recht hat er. Denn das geht ganz schnell mit den Festlegungen durch das verehrte Publikum. Davon können viele seiner Kollegen ein trauriges Lied singen, die schließlich auf eine Rolle so fixiert waren, dass sich niemand mehr vorstellen konnte, sie könnten auch jemand ganz Anderes sein. Andererseits bedeutet es deutschlandweite Bekanntheit, wenn man über Jahre hinweg regelmäßig auf den Bildschirmen in Millionen von Wohnzimmern erscheint. Ganz bestimmt ist das verlockend. Aber auch für Matthias Brandt? Ob sich sein Privatleben durch diese Krimiserie verändert habe, will einer von ihm wissen. „Nicht wesentlich“, sagt er. Denn darauf habe er ja Einfluss. „Ich kann in 20 Unterhaltungsshows pro Jahr auftreten oder eben nicht“, sagt er. Er ginge lieber nach der Arbeit ganz privat nach Hause. Man sei halt „gesichtsbekannt“ hat sein Freund, der Schauspieler Jan-Gregor Kremp über sie beide gesagt. „Die Leute erkennen uns“, ergänzt Matthias Brandt, „wissen aber nicht, ob aus dem Fernsehen oder ob wir kürzlich ihre Waschmaschine repariert haben“.

Mit eben jener gesunden Distanz zum Ruhm hat Matthias Brandt auch angemerkt, dass es „erstaunlicherweise bei uns der absolute Ritterschlag sei, einen Polizisten zu spielen“ und er wisse nicht, ob man das hundertprozentig ernst nehmen solle. Auf jeden Fall hat er sicherheitshalber schon darauf geachtet, parallel zur Karriere als Kommissar auch mit ganz anderen Rollen präsent zu sein, und zwar währenddessen in immerhin weiteren 15 Filmen, dabei sehr oft in Hauptrollen. „In den besten Jahren“ von Hartmut Schoen gehört dazu, seine Rolle bei Doris Dörrie in „Glück“, dann in „Das Ende einer Nacht“ von Matti Geschonnek, oder in „Vier sind einer zu viel“ von Torsten Fischer, in der Hauptrolle als Schulleiter in „Verratene Freunde“ von Stefan Krohmer, ebenfalls in der Hauptrolle des Oberst Klein im Doku-Drama „Eine mörderische Entscheidung“, 2014 als Wehrmachtsgeneral von Lahousen in Matti Geschonnek's „Das Zeugenhaus“ – und er spielt 2014 in „Männertreu“ die Hauptrolle des Georg Sahl, spielt den liberal-konservativen großen Zeitungsverleger in Frankfurt, der als Kandidat für das Amt des Bundespräsidenten nominiert wird, wegen der großen Ehrbarkeit, einer Ehrbarkeit, die natürlich so einfach nicht stimmen kann – mit zahlreichen wunderbaren Anspielungen auf zumindest damals lebende Persönlichkeiten, ein Werk, in dem Matthias Brandt Ihnen, meine Damen und Herren, wenn Sie es noch



nicht wissen sollten, in ganzer Breite und Präsenz zeigen wird, was er kann, in wenigen Augenblicken, weil wir deshalb diesen Film ausgewählt haben für den heutigen Abend.

Matthias Brandt – das ist ein Mensch, der sich vor allem für das interessiert, was man nicht so einfach aussprechen kann oder aussprechen will. Weshalb es sein könnte, dass er manche Bemerkung von mir heute Abend viel zu übertrieben oder unnötig deutlich fand. In jedem Fall aber ist Matthias Brandt ein Schauspieler jener seltenen Spezies von Menschen, die von einer gewissen Sehnsucht nach Wahrhaftigkeit getrieben sind. Die haben es schon schwer genug. Aber wenn der Mensch, der diese Sehnsucht hat, ein Schauspieler ist, dann wird die Sache ernst. „Wenn man diesen Beruf mit einer gewissen Wahrhaftigkeit ausüben möchte,“ sagt Matthias Brandt dazu, „dann muss man die Wahrhaftigkeit auch seiner eigenen Person gegenüber haben und muss sich allen Eigenschaften, ob sie einem mehr oder weniger gut gefallen, offen stellen“ – ja, mehr noch, man müsse sie regelrecht „zur Verfügung stellen“.

Aber täte er das nicht, dann sei das für ihn „nicht substanziell genug.“

Lieber Matthias Brandt – wir wollen uns herzlich bedanken, bedanken dafür, dass Sie Ihr Spiel, diesen Spielen, das so viel Arbeit ist, mit eben dieser Sehnsucht nach Wahrhaftigkeit betreiben. Es macht Sie zu einem der großartigsten Schauspieler, die dieses Land zu bieten hat! Mit Stolz und mit Freude überreiche ich Ihnen unseren diesjährigen „Preis für Schauspielkunst“ und freue mich, Sie jetzt auf der Bühne begrüßen zu können!

Matthias Brandt!